



ALINA  
BRONSKY

Und du  
kommst auch  
drin vor

ROMAN

dtv

Alina Bronsky  
Und du kommst auch drin vor



*Alina Bronsky* wurde 1978 in Jekaterinburg, Russland, geboren und lebt seit ihrer Jugend in Deutschland. Ihr Debütroman »Scherbenpark«, der unter anderem für den Jugendliteraturpreis nominiert war, wurde auf Anhieb zu einem Bestseller und für das Kino verfilmt.

Es folgten weitere hoch erfolgreiche Bücher, zuletzt der Roman »Baba Dunjas letzte Liebe«, der lange auf der Spiegel-Bestsellerliste stand und für den Deutschen Buchpreis nominiert war. Alina Bronsky lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Alina Bronsky

Und du  
kommst auch  
drin vor

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
**[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Originalausgabe

© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky  
nach einer Idee von Felicitas Horstschäfer

Gesetzt aus der Dante MT 11,5/15,5'

Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76181-9



Als Frau Meier sagte, dass wir heute zur Lesung gehen, haben alle gestöhnt. Ich habe große und kleine Ts in mein Hausaufgabenheft gemalt. Ob Lesung oder nicht, das war mir schnuppe. Für Donnerstag stand dort in der Tat reingekritzelt – LÄSUNG. Franz hat den Kopf auf den Tisch gelegt und geschnarcht. Nur Petrowna hat ihre Stimme erhoben.

»Schnauze, ihr Idioten! Wollt ihr lieber Mathe?«

Petrowna schaffte es immer, alle mit einem Satz zu verwirren und dadurch für einen Moment der Stille zu sorgen.

Frau Meier sagte, wir sollten unsere Sachen im Klassenraum lassen. Sie würde auch abschließen, wir bräuchten uns keine Sorgen um die Wertsachen machen. Der eigentliche Grund war, dass sie wollte, dass nach der Lesung die komplette Klasse schön brav mit ihr in die Schule zurückkommt, um die Taschen wieder mitzunehmen. Sonst geht unterwegs immer die Hälfte der Leute verloren. Die Absicht war allen klar und fast alle nahmen ihre Taschen genau deswegen mit. Frau Meier hat so getan, als merke sie das nicht. Sie ist eine kleine Referendarin und hat Angst vor uns.

Ich hoffe, dass sie während unserer Busfahrt unter ihren blonden Strähnen nicht ergraut ist. Beim Umsteigen hat Petrowna mich um zwei Euro angepumpt und sich am Automaten einen Schokoriegel gezogen. Die Hälfte hat sie dann mir abgegeben. Irgendwann waren wir da und es war eine Bücherei.

»Eine Bücherei!«, haben alle gestöhnt. »Iih, was sollen wir da? Bücher lesen?«

»Schnauze«, brüllte Petrowna. »Was habt ihr gedacht, wo wir hingehen, in eine Leichenhalle?« Das war nicht wirklich logisch, aber schon wieder waren alle verwirrt und die kleine Frau Meier sah Petrowna dankbar an.

Petrowna ist meine beste Freundin seit der Grundschule. Wir sitzen seit dem ersten Schultag nebeneinander. In der allerersten Pause unseres Lebens haben wir uns geprügelt. Wegen Kindern wie Petrowna wollte meine Mutter mich lieber auf eine Privatschule schicken, aber mein Vater hat gemeint, es ist nie zu früh, das normale Leben kennenzulernen. Am zweiten Schultag kam ich mit einem Veilchen nach Hause, um den Finger eine Strähne von Petrownas Haar gewickelt, die ich ihr im Kampf ausgerissen hatte. Meine Mutter rief sofort die Klassenlehrerin, die Schulleiterin und die Schulpsychologin an und prophezeite, dass Kinder wie Petrowna mit dreizehn auf dem Straßenstrich landen. Am dritten Schultag haben wir aufgehört, uns zu prügeln, und sind seitdem unzertrennlich. Am vierten hat Petrowna mir erklärt, was meine Mutter damals mit »Straßenstrich« gemeint hatte.

Jetzt sind wir beide vierzehn. Petrowna war zwei Jahre lang Klassensprecherin und lässt mich oft abschreiben. Leider hat sie seit der ersten Klasse Hausverbot bei uns.

In der Bücherei roch es nach halbtoten Omas und Staub. Ich habe sofort angefangen zu niesen. Blöderweise hatte ich mein Nasenspray nicht dabei. »Ich hoffe, ich sterbe hier nicht«, sagte ich zu Petrowna, und die sagte: »Wäre kein großer Verlust.« So reden wir miteinander, aber sie meint es nicht so.

Frau Meier schüttelte die Hand einer anderen, ebenfalls kleinen und irgendwie mausgrauen Frau mit einer Frisur, die einen violetten Stich hatte. Das war die Bibliothekarin. An der Wand hing ein Plakat, auf dem irgendwas mit *Buchwoche* stand.

Wir gingen wie eine Schafherde in einen Nebenraum mit Stuhlreihen. Alle verteilten sich auf die Plastikstühle und legten die Füße auf die Stuhlrücken, die vor ihnen standen. Einige warfen mit Sitzkissen und Bilderbüchern. Keiner kriegte mit, dass die Lesung schon losgegangen war und die Bibliothekarin vorn stand und irgendwas redete. Frau Meier guckte Petrowna flehend an.

»Schnauze, alle!«, brüllte Petrowna.

Dann sahen wir, dass da noch jemand war. Die Autorin.

Sie war eine ziemlich lange und schmale Person. Sie saß hinter einem Tischchen, das für ihre langen Beine viel zu mickrig war, und sah unglücklich aus. Ihr speckiges Haar war schwarz gefärbt und hing ihr in die Augen. Vom Gesicht sah man deswegen nicht viel. Neben ihr lag ein Stapel Bücher.

Frau Meier und die Bibliothekarin begannen in die Hände zu klatschen wie bei einem Stuhlkreis im Kindergarten. Wenig später klatschten wir alle. Wir klatschten eine Minute durch, dann zwei, dann fünf. Man konnte mit ganz einfachen Dingen ziemlich viel erreichen. Die Bibliothekarin bekam rote Flecken im Gesicht. Frau Meier fuchtelte mit den Händen wie eine Dirigentin. Wir klatschten ungerührt weiter. Petrowna war abgelenkt, weil sie gerade eine Nachricht auf ihrem Samsung las.

Ich hörte auf, als mir die Handflächen wehtaten. Bei den anderen muss es ähnlich gewesen sein, auch die hörten irgendwann auf und begannen ihre Finger zu massieren.

Die Autorin sagte, sie heiße Leah Eriksson, habe fünf Bücher geschrieben und würde jetzt anfangen zu lesen. Danach dürften wir ihr Fragen stellen. Sie begann dann in der Tat zu lesen. Ihre Stimme war sehr leise und einige von uns riefen »Hören nix!«. Andere tuschelten und zwei Mädchen kämmteten sich die Haare. Petrowna sah mit gerunzelter Stirn auf den Baum vorm Fenster.

Nur ich, ich hörte zu.

Und ich konnte es nicht fassen.

Was diese Leah Eriksson da nuschelte, handelte von mir.

Von meiner Familie.

Von meinem Leben.

Von meinen Gedanken.

Es kamen andere Namen drin vor und ein paar unwichtige Details stimmten nicht. Aber der Rest war ich.

Und dabei fiel niemandem irgendwas auf. Es hörte ja niemand zu. Ich glaube, selbst Frau Meier hörte nicht zu. Sie war einfach froh, dass alle gerade still waren, und hing ihren eigenen Gedanken nach. Vielleicht zählte sie die Jahre bis zur Rente. Ich schubste Petrowna an, sie verstand es falsch und schubste zurück.

»Hörst du das?«, fragte ich sie, aber sie guckte weiter auf den Baum, als gäbe es nichts Spannenderes auf der Welt.

Es ärgerte mich, dass die anderen immer lauter wurden. Ich konnte kaum noch etwas verstehen. Ich wünschte mir, dass diese Leah aufhörte zu lesen. Und hatte gleichzeitig Angst davor, als könnte ich aufhören zu atmen, wenn sie aufhören würde zu lesen. Meine Hand tastete in der Tasche nach den Münzen, die ich noch übrig hatte. Blöd, dass ich Petrowna vorhin die zwei Euro gegeben hatte. Dann stießen meine Finger auf einen zusammengerollten Zwanziger. Ich hatte keine Ahnung, was Bücher kosteten.

»Habt ihr Fragen?« Leah Eriksson guckte durch ihre Strahlen auf uns.

Meine Hand schoss in die Höhe, aber andere waren schneller.

»Warum machen Sie das?«

»Wie viel verdienen Sie?«

»Was machen Sie heute Abend?«

Leah Eriksson blinzelte.

Ich schnipste mit den Fingern, dann rief ich laut, um die anderen zu übertönen: »KANN ICH MIR DAS BUCH SOFORT KAUFEN?«

Alle drehten ihre Köpfe in meine Richtung. Selbst Petrowna. Vor allem Petrowna. Obwohl sie auch schon mal in einem unbeobachteten Moment ein Buch gelesen hatte. Sie hatte dann so getan, als wäre nichts gewesen, aber ich, ich hatte es mitgekriegt.

»Was ist?«, sagte ich. »Es klingt voll spannend.«

Franz tat so, als würde er ein unsichtbares Buch halten und mit einem bekloppten Gesichtsausdruck reingucken. Alle wiherten. Am meisten verwirrt war Leah Eriksson.

»Ich verkaufe keine Bücher«, sagte sie.

»Hä? Wer dann?«

»Die Buchhandlungen.«

»Aber Sie haben doch eins daliegen.«

»Das ist mein eigenes Exemplar.« Sie hielt es entschlossen fest, als wollte ich ihr Buch klauen und nicht kaufen. »Das brauche ich selbst.«

»Ich geb Ihnen Geld dafür!«

Sie stand auf, um klarzumachen, dass die Lesung vorbei war und das Gespräch ebenfalls. Das haben alle sofort richtig verstanden. Die eine Hälfte der Klasse fegte die lilahaarige Bibliothekarin aus dem Weg und verstopfte die Eingangstür. Die andere versuchte, das Fenster zu öffnen und hinauszuklettern. Frau Meier lief fuchtelnd und mit verschwitzter Frisur zwischen den beiden Gruppen hin und her.

Ich nutzte den Moment und ging zur Autorin, die ihre Bücher in eine Tasche packte. Sie überragte mich um zwei Köpfe. Ich lugte von unten unter ihren Haarsträhnen hindurch, um einen Blick in ihr Gesicht zu erhaschen.

»Hallo«, sagte ich.

»Hallo.« Sie fuhr vor Schreck zusammen.

»Sie haben schön gelesen«, log ich.

»Danke.« Sie wusste genau, dass ich log.

»Ich würde mir das Buch, wie gesagt, total gern kaufen.«

»Dann tu das.«

»Ich habe zwanzig Euro dabei.«

»Es kostet 14,95.«

Ich holte triumphierend den Zwanziger aus der Tasche, entrollte ihn und legte ihn vor Leah Eriksson auf den Tisch.

»Können Sie rausgeben?«

»Ich hab doch gesagt, ich verkaufe keine Bücher. Ich schreibe sie.«

»Soll ich jetzt in eine Buchhandlung oder was?«

Sie schob den fettigen Haarvorhang beiseite. Ein Paar stahlblaue Augen sahen mich an. »Mir doch egal«, sagte sie.

Ich fand es ein bisschen dreist von ihr. Schließlich schrieb sie doch Bücher, um Geld zu verdienen, da konnte ihr das wohl kaum gleichgültig sein.

»Sie sollten froh sein, wenn jemand Ihren Kram lesen will.«

Das Augenpaar verschwand wieder hinter den Haaren. Sie ließ den Verschluss ihrer Tasche zuschnappen und machte sich auf den Weg zur Tür, wo sich der Pfropf schon wieder aufgelöst hatte. Mein Zwanziger lag auf dem Tisch, unbeachtet wie ein platt gefahrener Kronkorken.

»Hallo, Sie! Autorin! Leah!«

Die blöde Ziege drehte sich nicht einmal um.

Im Bus saß ich neben Petrowna und zupfte den Flyer der Buchwoche, den ich beim Hinausgehen vom Stapel gepflückt hatte, in tausend kleine Fetzen. Zwei Drittel der Klasse hatten sich nach der Lesung, genau wie erwartet, in Luft aufgelöst. Frau Meier guckte resigniert auf den kümmerlichen Rest, der sich im Bus verteilt hatte. Anstatt uns dankbar zu sein, dass wenigstens wir mit ihr zurück zur Schule fuhren, machte sie ein miesepetriges Gesicht.

»Hast du zugehört, was die gelesen hat?«, fragte ich Petrowna. »Hast du verstanden, worum es ging?«

»So halb. Scheidung irgendwie.«

»Nicht nur. Es ging um ein Mädchen.«

»Voll die Sensation«, gähnte Petrowna.

»Nein, hör zu. Bei der war alles so wie bei mir. Bei diesem Mädchen im Buch. «

»Ist ja ein Ding.« Wenn sie so weitermachte, verstauchte sie sich noch den Unterkiefer.

»Ehrlich, Petrowna. Die sagte die Dinge, die ich immer sage.«

»Jeder Zweite labert den gleichen Scheiß wie du.«

Ich hatte das Gefühl, sie wollte mich nicht verstehen.

»Was ist das für ein komischer Name, Leah Eriksson«, wechselte ich das Thema.

»Bestimmt ein Pseudonym.«

»Ein was?«

»In Wahrheit heißt sie garantiert Claudia Pupsmaus. Den anderen Namen hat sich der Verlag für sie ausgedacht. Das machen die immer, alles verschönern, damit die Leute die

Frau cool finden und ihre Bücher kaufen, anstatt sich über sie kaputtzulachen.«

An der Frau war gar nichts cool. Mir war trotzdem nicht zum Lachen zumute.

Frau Meier wankte durch den Bus zu unserem Doppelsitz.

»Ich wollte dich fragen, wie es dir gefallen hat, Kim«, sagte sie und schaute mich mit einem wohlwollenden Mit-etwas-Mühe-kriegst-du-eine-Drei-minus-Blick an.

»Wieso ausgerechnet mich?« Ich wurde misstrauisch. Worauf wollte sie hinaus?

»Ich habe dich beobachtet. Du hast sehr aufmerksam zugehört.«

»Hä, was hätte ich auch sonst tun sollen?«

»So einen Gesichtsausdruck wie bei dir habe ich noch nie bei einem Schüler gesehen.«

Ich griff mir automatisch ans Kinn und betastete Nase und Wangen. Alles schien normal.

»Wie hat es denn Ihnen gefallen?«, fragte ich. Angriff war bekanntlich die beste Verteidigung.

»Ich denke, es ist gut für Jugendliche. Ziemlich aus dem Leben gegriffen.«

Mein Herz begann verdächtig zu pochen.

»Aber kein Meisterwerk«, fügte Frau Meier hinzu. »Liest du viel?«

Ich hätte lügen sollen, dann hätte sie mir vielleicht eine bessere Note gegeben. Aber ich sagte, wie es war: »Ich lese gar nicht.«

Nach der Schule schlug Petrowna vor, in den Park zu gehen. Das war ihr neues Hobby: in den Park zu gehen und unter einem Baum zu sitzen. Weil wir Freundinnen sind, komme ich immer mit. Während Petrowna Löcher in die Luft starrt und ab und zu irgendwelche Sachen auf ihre Handfläche kritzelt, mache ich meine Hausaufgaben. Das heißt, ich schreibe ab, was Petrowna schon in der Pause erledigt hat.

An diesem Tag hatten wir aber nichts auf. Weil wir ja auf der Lesung gewesen waren. Frau Meier hatte erst mit einer Hausaufgabe gedroht, die mit der Lesung zu tun hatte. Aber dann kam es sogar ihr unfair vor, das ausgerechnet den wenigen Leuten aufzubrummen, die mit ihr zurück zur Schule gefahren waren. Ich war ganz ihrer Meinung.

»Macht euch trotzdem Gedanken über das Buch«, verabschiedete uns Frau Meier. »Wir werden uns noch ausführlich damit beschäftigen. Es fließt mit in die Deutschnote ein.«

»Scheeeissseeeee«, sagte Franz, und die anderen vier, die außer uns noch da waren, stimmten ein. »Was hat die überhaupt erzählt? Hat jemand zugehört?«

»Tja, vielleicht müsst ihr es sogar lesen, das Buch«, sagte Frau Meier spitz und guckte mich an. Ich schaute weg.

»Wie hieß es denn noch mal? Und wie hieß die Tante, die es geschrieben hat?«, nölte Franz.

»Idiotenbuch für Fortgeschrittene«, knurrte Petrowna und hakte sich bei mir ein.

Später saßen wir zu zweit unter einer Kastanie und hatten nasse Hintern, weil das Gras feucht war, was wir zu spät ge-

merkt hatten. Wir waren aber zu faul, um aufzustehen. Petrowna hatte ein Blatt vom Boden aufgelesen und zeichnete mit dem Nagel die feinen Adern nach. Ich aß mein Pausenbrot auf. Meine Mutter hatte mir ausnahmsweise eins eingepackt, was sie in der letzten Zeit fast immer vergaß. Vollkornschnitten mit Käse und Salat. Ich biss die Mitte heraus und gab die Rinde Petrowna. Die hatte nie Pausenbrote, schon in der ersten Klasse nicht.

»Ich glaube, ich muss dieses Buch lesen«, sagte ich.

»Welches?« Petrowna hatte es schon vergessen. Sie schaute hoch zur Baumkrone. »Weißt du, dass diese Kastanie hier über hundert Jahre sein kann? Es gab sie schon, da waren unsere Eltern noch gar nicht geboren.«

Ihre romantische Stimmung war mir unheimlich. Um sie zurück in die Spur zu bringen, zeigte ich ihr den Flyer. Darauf waren Namen der Autoren abgedruckt, die bei der Buchwoche gelesen hatten, und außerdem die Namen ihrer Bücher und die Fotos ihrer Gesichter.

»Guck mal, wie die darauf aussieht, diese Leah«, sagte ich.  
»Ganz anders als in echt.«

»Sie hat sich vielleicht fürs Foto die Haare gewaschen.«

»Und weißt du, wie ihr Buch heißt, Petrowna?«

»Nerv mich nicht die ganze Zeit damit.«

»Falsch. Es heißt: *Dinge, die du nie erfährst*. Was meint sie überhaupt damit?«

»Keine Ahnung. Vielleicht passt es zu ihrem Buch.«

Eigentlich hatte ich vor, zu Hause zu gucken, ob ich es mir irgendwo umsonst runterladen konnte. Nachdem diese Leah

so doof zu mir gewesen war, hatte ich keine Lust, für ihr Buch auch noch Geld auszugeben. Sie würde bestimmt mindestens die Hälfte davon einstecken, wenn nicht alles, und das war mir nicht recht. Dafür konnte ich mir mehrere Döner kaufen. Aber ich hatte keine Geduld mehr.

»Weißt du, wo der nächste Buchladen ist?«, fragte ich Petrowna.

»Du läufst ständig dran vorbei. Neben Starbucks«, sagte sie.

# 2

Es war gleichzeitig gut und schlecht, dass Petrowna mit mir in die Buchhandlung gekommen war. Gut, weil mit ihr alles besser lief. Schlecht, weil ich das Gefühl hatte, dass das hier vielleicht zu den Dingen gehörte, die man allein machen musste. Wie aufs Klo gehen. Obwohl wir auch öfters zusammen aufs Klo gingen.

Neben dem Starbucks gab es in der Tat einen Buchladen, der mir noch nie aufgefallen war. Wir gingen rein und dabei klingelte ein Glöckchen. Aber keiner achtete auf uns. Drin waren Regale mit Büchern und Tische mit Büchern und Ständer mit Katzenkalendern. Ich hatte gedacht, dass nur alte Frauen mit großen Brillen in solche Läden gingen. Aber in einer Ecke stand ein verschwitzter junger Typ mit einer Sporttasche und etwas weiter hinten sogar ein Mädchen unseres Alters. Sie las in einem großen glitzernden Buch, das in der Mitte aufgeschlagen war. Ich wunderte mich, wer ihr das erlaubte, ein ungekauftes Buch einfach so zu lesen. Wer wollte es dann noch haben.

Es roch weniger staubig als in der Bücherei. Vielleicht, weil

die Bücher hier neu waren, oder die hier hatten die bessere Putzfrau.

»Kann ich euch helfen?« Eine Frau mit Haarknoten hatte sich an uns herangeschlichen. Um ihren Hals baumelte eine Kette aus Holzperlen. Sie hatte Pantoffeln an, also wohnte sie wahrscheinlich hier.

Ich guckte sie nur an. Ich wusste nicht, wie man Bücher kaufte. Bei Timberlands hätte ich zum Beispiel die Farbe und meine Schuhgröße genannt. Sollte ich hier sagen: »Ich hätte gern ein blaues Buch mit zweihundert Seiten«?

»Wir wollten uns erkundigen.« Petrowna schob mich vor. »Nach einem Buch von Leah Dingsbums.«

»Leah Eriksson?« Die Holzperlenfrau lächelte verständlich. Ich nickte. Woher kannte sie denn diese Leah?

»Ist sie etwa bekannt?« Petrowna schien schon wieder meine Gedanken zu lesen.

»Eine wunderbare Berliner Autorin«, sagte die Holzperlenfrau.

»Wir hatten eine Lesung bei ihr«, gestand ich. Meine Stimme klang piepsig.

»Ach, bei der Buchwoche!«, strahlte die Holzperle. »Wie war es denn so?«

»Kacke«, sagte Petrowna. »Hat keiner zugehört. Außer ihr.« Und sie deutete auf mich. Ich trat ihr auf den Fuß, bevor sie der Perle auch noch verriet, *warum* ich zugehört hatte. Ich hatte das Gefühl, das ging nur mich was an.

»Ihr seid in einem schwierigen Lesealter«, sagte die Holzperle.

»So würde ich das nicht nennen«, sagte Petrowna höflich. Die beiden lächelten sich an, als wären sie einst BFF gewesen, dann total zerstritten, und würden gerade erst wieder anfangen, sich zu grüßen.

»Welches Buch von Leah Eriksson interessiert dich denn?«, wandte sich die Holzperle an mich.

Blöderweise hatte ich in diesem Moment den Titel vergessen. Ich wühlte in meinen Taschen nach dem Flyer.

»Es ging um ein Mädchen, dessen Eltern sich trennen«, sagte ich. Dabei wurde ich rot, als würde ich vor fremden Leuten das Muster auf meiner Unterhose beschreiben.

»Dinge, die du nie erfährst!«, sagte die Holzperle mit dem Lächeln eines Zauberers, der ein Kaninchen aus dem Hut zieht. »Ich schaue gleich mal nach, ob wir es dahaben.«

Sie schaute im Computer nach, dann stand sie eine Weile vor einem Regal, dann ging sie in einen hinteren Raum. Vielleicht gab es dort noch mehr Bücher. Ich schwitzte. Petrowna nahm ein Buch vom Stapel, auf dessen Umschlag ein Strauß abgebildet war. Sie schlug es in der Mitte auf. Die Holzperle kam zurück. In ihren Händen war das Buch von heute Morgen.

»Das ist es! Genau das ist es!«

Die Holzperle lächelte. »Da freut sich aber jemand.«

»Haben Sie es gelesen?«, fragte ich mit einem komischen Stechen im Herzen. Ich wollte nicht, dass sie durch ihre dicke Brille meine Geschichte las. Obwohl ich sie gar nicht kannte und eigentlich nicht kennen wollte. Sie sollte mich auch nicht kennen, nicht so jedenfalls.

»Nein, aber eine Kollegin, und die war begeistert.« Sie nahm meinen Zwanziger entgegen und faltete ihn zärtlich auseinander, dann gab sie mir einen Fünfer und fünf Cent zurück. Ich sah meinem Schein wehmütig hinterher. Es war albern viel Geld. Ich hätte im Leben nicht dran gedacht, so viel Kohle für 150 Seiten hinzublättern. »Würdest du das Buch weiterempfehlen?«

»Nein!«, rief ich. »Keinesfalls! Lesen Sie was anderes!«

Die Holzperle gab mir leicht irritiert das Wechselgeld, packte das Buch in eine Papiertüte und schenkte mir ein Lesezeichen.

Wie so oft wollte Petrowna zu Starbucks, wo wir schon mal in der Nähe waren. Starbucks, hatte Petrowna einmal gesagt, sei für sie Inbegriff von Wohlstand und Stabilität. Schon deshalb sei sie ihren Eltern dankbar für die Auswanderung. In ihrem kirgisischen Dorf hätte sie an diesem Nachmittag höchstens bei irgendeiner Tante schwarzen Tee mit Butter bekommen.

»Igitt«, hatte ich gesagt. »Mit Butter?«

»Ist so. Tradition. Weil es bei uns so kalt ist. Und Fett hält warm.«

Heute allerdings wollte ich mit dem Buch allein sein. Ich hatte das Gefühl, dass es in der Papiertüte zappelte. Aber Petrowna hatte mir schon beim Einkauf beigestanden und ich wollte ihr dafür auch was Nettes tun. Sie trank sehr gern Frappuccino, und ich wollte ihr einen ausgeben. Ihr selbst war der zu teuer.

Wir gingen also zu Starbucks und ich kaufte ihr vom Wechselgeld den Frappuccino.

»Beeil dich«, sagte ich. »Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Hast du noch ein Date?«

»Ja. Nein.«

»Musst du aufpassen, dass deine Mama sich nicht aus dem Fenster stürzt?«

»Du solltest nicht von euch auf andere schließen.«

»Was krallst du dich eigentlich so an diesem komischen Buch fest?«, wechselte Petrowna das Thema. Wenn einer Witze über ihre Familie machen durfte, dann nur sie. Für alle anderen Familien der Welt galt in ihren Augen keinerlei Einschränkung.

»Mit dem Buch stimmt was nicht«, sagte ich. Ich merkte, ich hatte fast ein bisschen Angst davor. »Willst du es vielleicht zuerst lesen und mir erzählen, worum es geht?«

»Ich bin nicht dein Sklave.« Petrowna schlürfte aus ihrem Becher.

Auf dem Weg nach Hause packte ich das Buch in der Bahn aus.

Es hatte keine richtigen Kapitel mit Überschriften, sondern durchnummerierte Abschnitte. Das war schon mal öde. Es fing damit an, dass ein Mädchen in die Küche kam, wo ihre Mutter stand und Kalorien zählte. Das machte meine Mutter auch immer. Wenn sie kochte, wog sie alles in kleinen Schälchen auf der Küchenwaage ab, und wenn es zu viel war,

dann löffelte die Mutter im Buch die Haferflocken zurück in die Packung. Dann trug sie die Kalorien in eine App auf dem iPhone ein. Genau wie meine.

Es gab einen kleinen Unterschied: Die Mutter im Buch war blond und meine brünett. Ich regte mich trotzdem so auf, dass ich meine Haltestelle verpasste und eine Viertelstunde in die Gegenrichtung zurücklaufen musste.

Zu Hause stand meine Mutter in der Küche und wog Haferflocken ab. Das Schreckliche war, sie war blond.

»Was ist mit dir passiert?«, fragte ich.

»War beim Friseur«, sagte sie.

»Das sehe ich.«

»Und, was sagst du?«

»Ist okay. Bisschen grau.«

»Grau?« Sie rannte entsetzt zum Spiegel. Kam aber gleich stirnrunzelnd zurück. »Was hast du da? Drogen?«

Ich versteckte das Buch hinter meinem Rücken.

Sie drehte sich zur Arbeitsplatte und löffelte die Haferflocken aus der Schüssel zurück in die Packung.

»Warum tust du das?«, fragte ich. »Ich will nicht, dass meine Mutter dünner ist als ich.«

»Wie war es in der Schule?«, fragte sie, als hätte sie mich nicht gehört.

»Wir waren auf einer Lesung.«

»Schön.«

Es interessierte sie einfach nicht.

Ich guckte im Kühlschrank nach, dort stand ein Teller mit

kalorienreduzierter Hühnerbrühe. Ich krümelte trockenes Brot hinein und stellte ihn in die Mikrowelle. Während ich wartete, schlug ich das Buch erneut auf.

*Ich will nicht, dass meine Mutter dünner ist als ich,* las ich.

Ich packte das Buch und rannte in mein Zimmer. Den Suppenteller ließ ich in der Mikrowelle stehen.

Ich steckte das Buch unter mein Kopfkissen und streckte mich auf dem Bett aus. Mein Herz klopfte. *Die Ikea-Blümchen, die in jedem zweiten Kinderzimmer blühten,* prangten auch auf meiner Bettwäsche. Woher wusste Leah, wie mein Zimmer aussah? Das erklärte sich noch aus dem Satz. Jedes zweite Kinderzimmer sah so aus.

Jede dritte Ehe, das hatten wir in Ethik gehabt, wird heute geschieden. Auch da war ich keine Ausnahme. Aber ansonsten, da blieb ich dabei, war ich schon einzigartig. Jedenfalls wollte ich das sein. Meine Gedanken waren meine Gedanken. Meine Sätze wurden nicht von jedem zweiten Mädchen gesprochen.

Oder?

Ich musste weiterlesen und ich hatte Angst davor.

Am Morgen fühlte ich mich, als hätte jemand auf mir herumgetrampelt. Obwohl wir erst zur Dritten hatten, lag ich platt gedrückt im Bett, die Augen ließen sich kaum öffnen und meine Laune war mies wie noch nie. Ich hatte das Buch immer wieder unterm Kissen hervorgeholt, einen Absatz gelesen und es wieder wütend zugeschlagen. Dann hatte ich versucht einzuschlafen. Entweder es gelang mir gar nicht,

oder nur für kurze Zeit, und dann war ich wieder wach und meine Hand tastete nach dem Buch.

Das Buch erzählte, wie es in meinem Leben weitergehen würde. Ich wollte das nicht wissen.

Es gab noch einen Funken Hoffnung, dass diese Leah sich irrte. Aber mit so vielen Sachen hatte sie recht. Sie beschrieb mich, daran gab es gar keinen Zweifel. Und sie war mir voraus.

Ich kämpfte gegen den Wunsch, das Buch hinten aufzuschlagen und das Ende zu lesen.

Ich schickte stattdessen eine Nachricht an Petrowna. *Die Nacht war scheiße. Das Buch gehört verboten.*

Petrowna antwortete sofort. *Du spinnst.*

Meine drei Wecker, die kurz verstummt waren, begannen von vorn zu trillern.

Petrowna schrieb: *Wann kommst du endlich.*

Ich sprang aus dem Bett und suchte nach meiner Hose, fand sie unterm Bett und zog sie an. Zum Waschen blieb keine Zeit, und um frische Sachen zu suchen, auch nicht. Im Bad quollen die schmutzigen Handtücher aus dem Wäschekorb. Das war im Buch anders: Dort kam die kroatische Putzfrau und wusch und bügelte alles, sogar die Socken.

Die Küche war leer. Auf dem Tisch stand eine Tasse mit kaltem Kräutertee. Ich trank sie aus, nahm mir den letzten verschrumpelten Apfel aus dem Obstkorb und einen neuen Zwanziger aus der Schublade. Wir hatten in der letzten Zeit nicht unbedingt was zu essen im Haus, aber zum Glück lag

immer Geld herum, sodass ich mir auf dem Weg zur U-Bahn ein Laugencroissant kaufen konnte.

Ich steckte ein paar Hefte wahllos in die Tasche, das Buch dazu, und rannte los.

Die Idee kam mir in der U-Bahn, wo ich das Buch aufschlug, obwohl ich nur drei Stationen zu fahren hatte. Aber es machte mir weniger Angst, es in der vollen Bahn unter Leuten zu lesen als nachts allein in meinem Bett. Das Mädchen aus dem Buch, dessen Name noch nicht genannt worden war, beschloss gerade, die Schule zu schwänzen und stattdessen ihren Vater zu besuchen. Ich dachte, warum eigentlich nicht. Wenn meine Mutter die Küche schwänzt, dann kann ich auch tun, was ich will.

Ich schlug das Buch zu und stieg aus.

Mein Vater war vor zwei Monaten ausgezogen. Er hatte sich erst einmal »eine beengte Zwischenlösung organisiert«, bis er, wie er sagte, »etwas Richtiges« hatte. Immerhin hatte er mir die Adresse gegeben und gesagt, ich dürfe jederzeit vorbeikommen. Hatte ich noch nie getan. Nicht etwa, weil ich es ihm übel nahm, dass er nicht mehr bei meiner Mutter bleiben wollte. Ich wusste nur nicht, wie man sich verhält, wenn man seinen Vater besucht, der anderswo wohnt.

Andere aus meiner Klasse hatten mehr Erfahrung mit so was. Viele hatten zwei Kinderzimmer und fluchten jeden Montag, dass das Lieblingsshirt beim anderen Elternteil in der Wäsche war. Und das Mathebuch war auch immer im falschen Haushalt, weswegen sie leider keine Hausaufgaben

machen konnten. Aber ich war da noch ungeübt. Ich war wahrscheinlich die Vorletzte mit Eltern gewesen, die unter einem Dach wohnten, das war auf die Dauer nicht durchzuhalten. Nur Petrownas Eltern waren noch zusammen, aber sie hielten ihre Ehe mit viel Geschrei am Leben. Kein Wunder, dass ihnen miteinander nicht langweilig wurde. Meine Eltern hatten einfach nicht so viel Temperament.

Die neue Adresse meines Vaters war leicht zu merken gewesen.

Mein Telefon vibrierte.

*Wo steckst du.* Das war schon wieder Petrowna. Mist, ich hatte vergessen, ihr Bescheid zu sagen. Ist mir noch nie passiert.

*Ich komme heute nicht, tippte ich. Ich bin krank.*

Petrowna: *Eben warst du noch gesund.*

Ich, panisch: *Ist plötzlich über mich gekommen.* Jetzt log ich sie schon an. Dabei bekam ich prompt Bauchschmerzen. Bis dahin hatte ich immer nur meine Eltern angelogen, aber nie Petrowna.

Ich klingelte bei einem Altbau mit einer Fassade, die irgendwie runtergekommen aussah. Bei irgendeinem Namen. Die Wohnung meines Vaters war im Hinterhaus, das hatte wohl eigene Klingeln. Die Eingangstür summte, ich drückte sie auf und ging hinein, an einer Reihe Briefkästen und einem Brunnen vorbei. Drin sah es eigentlich ganz schick aus.

Leider stand mein Nachname neben keiner der Klingeln vom Hinterhaus.

Hätte ich das Buch nicht gelesen, hätte ich nicht gewusst,

was ich jetzt tun sollte. Aber das Mädchen im Buch wusste, dass man die oberste Klingel drücken musste, wenn man zu ihrem Vater wollte, weil das die Wohnungen unterm Dach waren, die wegen der Schrägen unbeliebt und daher leichter zu kriegen waren, vor allem dann, wenn es keinen Fahrstuhl gab. Ich suchte den richtigen Knopf und hörte es über meinem Kopf durch das offene Fenster trillern.

Als ich oben ankam, taten mir die Beine weh von so viel Treppensteigen. Die Tür war angelehnt und dahinter dröhnte der Staubsauger. Ich ging einfach hinein und stieß mit einer dicken Frau in roten Leggings zusammen. Sie machte den Staubsauger aus und lächelte mich an, als würden wir uns schon ewig kennen.

»Papa?«, fragte sie.

»Mein Vater wohnt angeblich hier«, sagte ich etwas steif.

»Papa nicht da. Komm.« Sie führte mich in die Küche, drückte mich auf einen Stuhl und machte mir flott eine Käsestulle.

»Gesicht wie Papa«, sagte sie, zwickte mich in die Wange und drückte mir das Brot in die Hand.

Es war spooky, in einer fremden Küche zu sitzen, während nebenan der Staubsauger lief. Ich stand auf und guckte aus dem Fenster auf einen kleinen Innenhof mit Mülltonnen. Auf der Fensterbank lagen die Lucky Strikes meines Vaters. Immerhin ein kleiner Hinweis darauf, dass ich hier richtig war. Die Putzfrau steckte den Kopf zur Tür hinein. »Papa kommt. Tä?«

»Bitte?«

»Wollen Tä?« Sie zeigte auf eine Teedose im Regal.

»Nein, danke.«

»Papa bald kommen.«

Ich nickte. Ich mochte es nicht, dass sie so von ihm sprach, war ja nicht ihr Papa.

Um die Zeit zu überbrücken, holte ich das Buch raus. Zur Abwechslung nahm ich den Umschlag ab und betrachtete die Innenseite. Darauf war ein Bild von Leah Eriksson abgedruckt, aber ehrlich, zwischen diesem Bild und der Erscheinung in der Bücherei lagen Welten. Es wurde wirklich überall gelogen.

Mein Handy zwitscherte. Petrowna. *Du musst Mathe nachschreiben.*

Ich antwortete *Freu dich doch* und widmete mich weiter dem Umschlag.

Um die Zeit totzuschlagen, las ich, was unter dem schicken Foto sonst noch stand. Hätte ich längst tun sollen. Leah Eriksson war in Frankfurt geboren, hatte Biologie studiert und war danach arbeitslos gewesen. Dass es ihr nicht peinlich war, vor allen Leuten zuzugeben, welche Niete sie war. Danach fing sie an, mit großem Erfolg Jugendbücher zu schreiben. Stand so da. Das glaubte ich jetzt gar nicht, denn ich kannte niemanden, der Bücher las. Wie viele musste sie überhaupt verkaufen, um davon leben zu können? Vielleicht hatte sie einen reichen Mann. Andererseits sah sie nicht so aus, als hätte sie überhaupt einen Mann.

Der Text auf der Rückseite war schnell durchgelesen, also schlug ich wieder das Buch auf. War jedenfalls spannender als

die Zeitung, die auf dem Tisch lag. Da befand ich mich bereits beim Anblick der vielen Buchstaben kurz vorm Koma.

Ich hatte nicht mitgekriegt, wie mein Vater reinkam. Ich las gerade dieses Buch und all die haarsträubenden Sachen, die dem Mädchen im Buch widerfuhren. Wenigstens so etwas würde mir nicht passieren, dachte ich. So doof war mein Vater nicht. Oder?

»Tochterkind«, rief mein Vater und seine Stimme klang dabei ganz schön panisch. »Das ist jetzt aber eine Überraschung.«

Das war es allerdings. Ich fuhr vor Schreck zusammen und versteckte das Buch hinter meinem Rücken. Keine Ahnung, wieso. Vielleicht wollte ich nicht beim Lesen ertappt werden.

Das Ding war, mein Vater stand nicht allein da. Neben ihm stand eine Frau. Sie war nicht *schwarz wie die Nacht*, wie ich eben im Buch gelesen hatte. Sie war eher braun wie Vollmilkschokolade. Das machte es mir ein bisschen schwer, ihr Alter zu schätzen. Älter als zwanzig musste sie schon sein, aber mehr konnte ich nicht sagen. Wäre auch zu auffällig gewesen, es im Buch nachzuschlagen. Sie trug Klamotten, die selbst gestrickt aussahen, ließ ihre riesigen Ohrringe klimpern und lächelte breit. Wäre mich auch alles nichts angegangen, womit sie klimperte und wie sie sich anzog, wenn mein Vater seinen Arm nicht um ihre Taille geschlungen hätte.

»Oh«, entfuhr es mir. Mehr konnte ich im Moment nicht sagen.

»Das ist Älischa.« Mein Vater drückte die Frau fester an sich, obwohl sie keine Anstalten machte wegzulaufen.

»Und das ist Kim Josephine. Meine große Tochter.«

Mein Herz setzte für einen Moment aus. *Große Tochter*. Wie viele Kinder hatte er denn außer mir? Ich starrte auf Älischas Bauch. Aber er war unter ihrem Ringelpulli verborgen. Ich versuchte zurückzulächeln. Sie streckte mir ihre Hand entgegen und ich drückte sie.

Mein Vater sah zwischen uns hin und her. Sein Lächeln machte mir Sorgen. So verkrampft grinsten nur Leute, die im nächsten Augenblick mit einem Herzanfall zusammensackten.

Dann tat er, was er immer tat, wenn er nicht weiterwusste. Er lud uns alle zum Essen ein.

Um die Ecke gab es einen Inder mit einer Business-Lunch-Tageskarte. Mein Vater sagte, zwischen 12 und 15 Uhr sei hier alles so günstig. Dass er das so betonte, gefiel mir auch nicht. Normalerweise achtete er nicht darauf, was wie viel kostete. Wir setzten uns an einen Vierertisch, er mit Alicia mir gegenüber. Ich bestellte knusprige Ente mit Reis und vorher noch eine Suppe, weil ich so Hunger hatte. Dazwischen bediente ich mich von dem Teller meines Vaters, der Hühnchen in Kokos-Erdnuss-Curry aß. Alicia hatte sich etwas Vegetarisches ausgesucht.

Sie hörte nicht auf, mich mit ihren schneeweißen Zähnen anzugrinsen. Mein Vater hörte nicht auf, unterm Tisch ihr Knie zu tätscheln. Ich tat so, als kriegte ich es nicht mit.

»Wie lange kennt ihr zwei euch schon?«, fragte ich.

»Wie geht's Mama?«, fragte mein Vater zeitgleich.

Falsches Timing, das hätte ich ihm gleich sagen können. Guckte er keine Serien? Alicias Lächeln wurde ein bisschen steif.

»Nicht gut«, sagte ich. »Sie steht morgens nicht mehr auf, sie isst nichts, also gibt es für mich meist auch nix zu essen, und ich habe keine frischen Socken mehr.«

»Ich habe in deinem Alter meine Socken selbst gewaschen«, sagte Alicia.

Mein Vater und ich schauten sie an. Sie biss in ein Salatblatt.

»Ich kann Marija zu euch schicken«, sagte mein Vater. »Du hast sie schon kennengelernt. Unsere kroatische Putzfrau.«

Und als er das so sagte, wurde mir zum ersten Mal richtig klar, dass er jetzt wirklich nicht mehr bei uns zu Hause wohnte und dass die Dinge nie wieder so sein würden wie früher.